

PAOLA CEREDA

*Agata
verzaubert
eine
Insel*

Roman

LESEPROBE

GRAF

DIE VOM FESTLAND am weitesten entfernte Insel des Archipels war zugleich die einzige ohne Namen. Oder besser, sie hatte wohl einen Namen, aber der war im Laufe der Zeit von den Landkarten wie auch aus dem Gedächtnis der Leute verschwunden. Die Insel war einfach die Insel, und das sollte sie bleiben bis zum Tag ihrer Taufe, der eher aus Zufall eintraf oder auch, wie einige sagen, aus göttlicher Vorsehung.

Alles begann in der Nacht, als Agata auf die Welt kam. Ihr Vater war der Schmied im Dorf, ein wortkarger, völlig freudloser Mann. Er hatte eine Cousine geheiratet, die man ihm als Teil der Aussteuer zugeschanzt hatte, zusammen mit zwei Paar Stiefeln und einem Amboss aus einem Konkurs auf dem Festland. Nach zwei Jahren war die Frau schwanger, und es waren zwei äußerst mühevollen Jahre gewesen, denn die Leidenschaft des Schmieds galt allein seinem Schmiedeofen. Der Bauch der Frau wuchs auf seltsame Weise in die Breite und glich einem liegenden Mehlsack. Zum Glück kamen die Wehen einen

Monat früher als erwartet und befreiten sie endlich von dieser sperrigen Last.

In der Nacht der Geburt ging der Schmied zum Schlafen auf den Dachboden, während die Frauen aufgereggt hin und her rannten zwischen Brunnen, Haus und den zum Wasserkochen aufgestellten Töpfen, bis schließlich Teresa, seine Schwester, die Treppe hochgelaufen kam und rief: »Es ist ein Mädchen!« Der Schmied hätte zwar lieber einen Jungen gewollt, aber er war doch zufrieden. Die Mädchen, so dachte er, sind gut für das Haus und für das Alter, vor allem wenn sie niemand fortnimmt.

Der Schmied drehte sich auf die Seite und schlief wieder ein. Wozu auch neugierig nachschauen gehen. Noch vor Morgengrauen weckten ihn die Schreie Teresas, die ihn flehentlich bat, sich doch schnell anzukleiden und herunterzukommen, denn es sei ein großes Unglück geschehen. Was Gott gibt, das nimmt er auch wieder, wer kennt schon die Pläne des Allerhöchsten, und was mag er bloß wollen, wenn er einfach nimmt, ohne zu fragen.

Der Mann stieg in seine Hosen und nahm jede Stufe einzeln die Treppe hinunter, wobei er sich mit den Händen an der Wand abstützte. Im Erdgeschoss stank es nach Schweiß und Blut. »Deine Frau ist tot«, sagte Teresa zu ihm. Der Schmied sah den Körper der Frau auf dem Bett liegen, ruhig und für immer eingeschlafen. Er weinte nicht um die Seele der Wöchnerin. Für ihn waren Tränen etwas Lästiges, etwas für Schwache und Bettler.

Er warf noch einen flüchtigen Blick auf das Neugeborene, dann stieg er wieder zum Schlafen hinauf auf den Dachboden.

Am folgenden Tag ging er erneut in seine Werkstatt, aber das Eisen ließ sich nur schwer schmieden. Fünf Stunden lang schlug er das Eisen, bis ihm schließlich der Atem ausging und er seine Arbeit niederlegen musste. Es war Nachmittag und Zeit für das Begräbnis. Er wusch sich hinter der Werkstatt und zog die von Teresa bereitgehängte Jacke über, die er schon bei seiner Hochzeit getragen hatte. Als er in die Wollärmel schlüpfte, bemerkte er, dass seine Schultern mit den Jahren geschrumpft waren. Dann machte er sich auf den Weg die Dorfgassen entlang und nahm sich alle Zeit dabei, ohne Sorge, sich etwa zu verspäten. Seine Frau hätte es ihm gewiss nicht verübelt.

Er atmete den Meereswind ein und hielt ihm seine Wange entgegen, in der Hoffnung, dass der Wind sie streichle. Jahre waren vergangen, und nie waren ihm die langsam ziehenden Wolken aufgefallen. Ein Tag wie der andere, bestimmt vom immer gleichen Schlagen des Hammers auf den Amboss, welches von den Wänden in seinen Ohren widerhallte und sich tief in der Brust festgesetzt hatte.

Er hielt die Augen halb geschlossen, um nicht vom Tageslicht daran erinnert zu werden, dass er schon zu viele Morgenröten, zu viele Sonnenuntergänge versäumt hatte. Doch das Begräbnis seiner Frau zwang ihn, sich zu erinnern. Oft hatte es Grund genug ge-

geben, sich über diese Frau zu ärgern, nichts als knochige Hüften und Locken. Sie war ihm ins Haus gesetzt worden, weil die Welt es so wollte. Er hatte sich an ihr leises Atmen in den Nächten gewöhnt, an die Sprödeheit dieses Frauenkörpers. Jetzt waren von ihr nur noch die Spuren ihrer Niederkunft im Bett geblieben und ein greinendes Geschöpf.

An der Kirche angekommen, betraute der Schmied Don Carmelo mit der Aufgabe, die Trauerrede auf die Verstorbene zu halten. »Soll ich etwas Besonderes sagen?«, fragte der Pfarrer noch vor Beginn der Zeremonie, während der Witwer ihm die Hand mit drei Lire als Gabe für die armen Seelen im Fegefeuer hinstreckte.

»Sagt nur, dass sie nicht kochen konnte.«

»Wie bitte?«, fragte der Pfarrer zurück, erstaunt über diese Forderung.

»Sagt, was Ihr wollt.«

Als Don Carmelo dann von der Kanzel die Taten eines Lebens lobte, welches er eigentlich gar nicht kannte, bekreuzigte sich der Schmied und nickte zustimmend, denn es war gut und allgemein richtig, dass »wer für Gott stirbt, der stirbt im ewigen Licht der göttlichen Gnade«.

In der folgenden Woche schloss sich der Schmied in seine Werkstatt ein und überließ der Schwester die Erledigung aller Pflichten.

Teresa betrat das Haus des Witwers mit zwei Packungen *Bentivoglio*-Wachs – *il tuo pulito è il nostro orgoglio* (deine Sauberkeit ist unser Stolz) –, das sie

sich vom Festland extra für das Reinwaschen von besonderen Leiden schicken ließ. Die Frau glaubte an Gott, besonders aber glaubte sie an den bösen Blick. Sie hatte breite Schultern und dicke Adern. Und sie würde sich schon darum kümmern, die leiderfüllte Luft aus diesem Haus zu vertreiben. Teresa riss die Fenster weit auf, öffnete die Schränke und legte dreizehn Knoblauchzehen zwischen die Wäsche des Bruders. Die Kleider der Verstorbenen steckte sie in einen Sack und verbrannte sie zusammen mit den Tüchern, die bei der Geburt benutzt worden waren. Sie fegte das Zimmer aus und verpasste dem Fußboden zwei kräftige Behandlungen mit *Bentivoglio*-Wachs, ohne sich dabei im Geringsten um das in der Wiege schlafende neugeborene Kind zu kümmern. Es brauchte noch einen Namen, dieses Geschöpf, zu lieb und zu rosig, um als Überbringerin eines so großen Unglücks zu taugen.

Am Ende hatte Teresa entschieden. Sie sollte Agata heißen, so wie der Edelstein, den ein ferner Verlobter ihr einst als Zeichen seines Eheversprechens geschenkt hatte, welches der Schurke dann allerdings brach, als er sich nach Amerika absetzte. »Ich werde zurückkommen, um dich nachzuholen«, hatte er ihr gesagt, und sie hatte gewartet und gewartet. Nie kam ein Brief von ihm, nicht einmal eine endgültige Absage, die ihr den Mut zu einem Neuanfang hätte geben können. Teresa hatte den Stein in der obersten Schublade ihrer Kommode aufbewahrt. Der Name Agata würde sie, auf ewig unverheiratet,

immer an die kränkende Zurückweisung erinnern – und sie auch jetzt von jeder Zuneigung für die kleine Nichte abhalten. Denn Liebe war im Grunde doch nur ein heimtückisches Gefühl.

Zum Stillen gab Teresa das kleine Menschenwesen der Frau eines Hirten, die hatte zehn Kinder und eine milchpralle weiße Brust. Agata gewöhnte sich rasch an ihren Geruch. Sie schmiegte sich fest an die großen Brüste und schlief meist beim Trinken ein. Zusammen mit den Kindern des Hirten wuchs sie so in einem Haus der Zuneigung auf. Doch für die anderen Kinder blieb sie eine Fremde. Und wenn sie die Kleine das Wort *mamma* stammeln hörten, kniffen sie ihr ins Bein, dass sie weinen musste: »Das ist nicht deine Mamma. Für uns bist du nichts.« Die Mutter ließ sie gewähren, denn »Agata ist nichts als Broterwerb«, wie ihr Mann es nannte, als er sein Einverständnis zu ihrer Ammentätigkeit gegeben hatte. Und doch nahm die Frau des Hirten die Kleine in die Arme und hielt ihr zum Trost über so viel Bosheit den in Kastanienhonig getunkten Zeigefinger an die Lippen. Ihr ganzes Leben lang sollte der Kastanienhonig sie fortan daran erinnern, dass Liebe durch den Magen geht. Liebe lässt sich essen.

Agata blieb in der Familie des Hirten, und zu jedem Geburtstag und den gebotenen Feiertagen kam Teresa auf Besuch. Kaum hatte sie an die Tür geklopft, versteckte sich Agata hinter der Kredenz. »Bambina!«, rief die Tante. »Komm raus. Ich hab dir einen Hahnenkropf mitgebracht.« Teresa blies ihn

auf, worauf Agata aus ihrem Versteck kam, um mit dem durch die Luft kreisenden Ballon zu spielen.

Als Agata fünf Jahre alt wurde, nahm die Frau des Hirten sie auf ihre Knie, drückte ihr eine einbeinige Puppe in die Hand und strich ihr zärtlich die Strähnen aus der Stirn. »Morgen wirst du fortgehen«, erklärte sie ihr. »Es gibt da einen besseren Ort, wo du bleiben kannst und wo niemand dich zum Weinen bringt.«

Agata schaute sie an und bemerkte, dass sie ein erloschenes Auge hatte. Sie streckte sich hoch bis zu ihrem Augenlid, und die Frau ließ sich küssen.

»Wirst du mit mir kommen?«

»Immer.«

Tags drauf stand Teresa schon bei Morgengrauen vor der Tür.

»Sie hat bereits gefrühstückt«, sagte die Frau des Hirten. Die Kleine wandte sich zu ihr um und flehte: »Ich will hierbleiben.«

Während Agata sie noch mit tränenverschleierten Augen anblickte, streckte die Hirtenfrau ihr den in Honig getunkten Finger hin. Agata öffnete den Mund und biss zu. »Aua«, schrie die Frau auf.

»Was tust du!«, schimpfte Teresa und gab der Nichte einen Klaps auf den Nacken.

»Lass sie nur«, sagte die Frau. »Das ist ihre Art, sich zu bedanken.«

»Ich werd dir schon gutes Benehmen beibringen«, keifte Teresa. Sie schob die Kleine auf die Straße und dann mit wiederholten Schubsern bis zum väterlichen Haus. »Hör auf zu wimmern!«

Vor der Haustür des Schmieds angekommen, ermahnte Teresa sie mit dem wichtigsten der Gebote: »Ehre den Vater.« Dann ließ sie Agata mit zwei Bündeln gebrauchter Kleider dort sitzen. »Rühr dich nicht von der Stelle«, befahl sie noch im Weggehen. »Wenn es dunkel wird, kommt dein Vater zurück, dann wirst du erfahren, wer du bist.«

Der Mann fand das Mädchen durchnässt vom Aprilregen. Sie war kaum größer als ein Hackklotz und trug ein Kleid aus Sacktuch, das einer Tischdecke ähnelte. Sie hatte große runde Kinderaugen und roch wie eine Ziege an Schlammtagen.

Er öffnete die Tür und nahm sie mit hinein. Das Licht der Öllampe beleuchtete die Wände, wobei die Decke im Dunkeln blieb.

Der Schmied zeigte zum Innenhof hin: »Hol Wasser aus dem Brunnen und wasch dich ordentlich. Aber zuerst gibst du mir das da«, womit er ihr die einbeinige Puppe von der Brust wegriss. Empört zeigte Agata ihm ihre kleine Faust. »Wie kannst du es wagen?«, drohte der Schmied ihr mit seiner großen Hand zurück. Die Kleine versteckte sich hinter einem Stuhl. Der Mann beugte sich zu ihr hinunter und zog sie am rechten Ohr. Agata bohrte ihre runden Augen in die seinen, die undurchdringlich blieben, während sie die Tränen zwischen ihren langen Wimpern zurückhielt.

Am folgenden Morgen wachte Agata mit starren Gliedern auf. Sie hatte auf zwei Decken geschlafen, die der Schmied ihr neben dem Küchentisch auf den Boden geworfen hatte.

Er berührte sie unsanft mit seiner Schuhspitze und herrschte sie an: »Los, auf die Beine, du wirst künftig noch vor dem Morgengrauen aufstehen und mir meine Frühmahlzeit zubereiten.«

Dann ließ er sie ein schwarzes Kleid anziehen, das Teresa aus einem abgelegten Rock zusammengenäht hatte, und zeigte ihr, wie man eine Zwiebfrittata zubereitet: »Du schlägst sechs Eier auf und verrührst sie in einer Schüssel. Zwei Prisen Salz dazu und eine Handvoll Petersilie. Jetzt eine halbe Tasse Milch und zwei fein geschnittene Zwiebeln. So, verstanden?«

»Ja«, murmelte Agata zwischen ihren Kirschlippen. Wie hatte die Hirtenfrau es bloß fertiggebracht, sie herzugeben?

»Dann alles in eine Pfanne mit heißem Öl, ein Esslöffel reicht. Nur heiß muss das Öl sein, ganz heiß. Anschließend zählst du fünfmal bis fünf und machst erst dann weiter.«

Agata konnte nicht zählen.

»Deine Mutter, diese Nichtsnutzin, hatte keine Ahnung vom Kochen. Immer hat sie die Frittata viel zu früh gewendet und ihr nicht genug Zeit gelassen, goldbraun zu werden.«

Der Schmied warf die Frittata in die Luft und ließ sie wieder genau in die Mitte der Pfanne zurückfallen. Er beugte sich hinunter, Auge in Auge mit dem Mädchen. »Sie muss gut aufgehen, heiß sein und aromatisch duften. Bring sie mir jeden Tag in die Werkstatt, pünktlich um elf«, mahnte er. »Und halt dich daran.«

Um den Vater zufriedenzustellen, kletterte Agata allmorgendlich auf den Hocker in der Küche und stellte sich auf die Zehenspitzen. Sie schlug mit ihren kleinen Fingern die Eier auf und verrührte sie mit den immer zu grob geschnittenen Zwiebeln, die sie so verflucht zum Weinen brachten. Teresa hatte ihr geraten, sie zuvor mit kaltem Wasser abzuwaschen: »So musst du nicht weinen dabei«, und der Rat hatte funktioniert.

Agata holte das Wasser aus dem Ziehbrunnen im Hof. Während sich die Zugrolle drehte, schlug der Eimer gegen die Steinwände. Das Mädchen zog ihn zu sich hinauf und stellte ihn in der Tenne in den Staub. Sie gab die Zwiebeln in den Eimer und schaute ihnen dabei zu, wie sie bis zum Boden absanken. Es gefiel ihr, die Fingerspitzen in das Wasser einzutauchen. Das Wasser war heilig, weil es die bösen Absichten ertränkte, und es war heilig, weil es einen von den Tränen befreite.

Das Bad am Samstagnachmittag war die reinste Wohltat. Noch vor Sonnenaufgang wusch sich Agata mit einem Stück weißer Seife, das ihr Tante Teresa auf die Küchenfensterbank legte. Das Mädchen füllte die Holzwanne mit Wasser und tauchte ihre kleinen Brustwarzen hinein. Die Knöpfe, sagte sie, aber Teresas Gesicht verdunkelte sich, wenn sie so sprach. Wehe, wenn du sie mit den Händen berührst: Du kannst blind, stumm und taub davon werden. Um die Knöpfe zu waschen, genügt es, das Wasser von den Schultern zum Wannrand hin-

unterlaufen zu lassen. Die Knöpfe, das waren ganz besondere, lebendige Wesen. Sie wohnten auf Agatas zierlichem Körper und bargen Fragen in sich. Solche, die Agata schon kannte, wie auch solche, die sie noch nie gestellt hatte.

Nach ihrer Mutter, zum Beispiel.

Die Frau, die sie aufgezogen hatte, war gar nicht ihre Mutter. Das hatte sie inzwischen begriffen. Und so hatten es ihr die Kinder des Hirten zu verstehen gegeben: »Für uns bist du nichts.«

Dabei hatte doch sogar Tenco, der Trottel im Dorf, eine Mutter. »Tenco, Tenco!«, rief die Frau durch die Haustür heraus. Und schon kam er wie besessen angelaufen, nur um rasch bei ihr zu sein.

Selbst das Schaf im Hof hatte eine Mutter. Agata hörte es immer zwei Tage vor Ostern flehentlich blöken.

Ein Apfel wird vom Baum geboren. Die Ranunkel von ihrem Samen. Das Ei von der Henne.

Und Agata? War sie von einer Frau geboren worden, oder hatte der Vater sie tatsächlich aus Mitleid aus einem Brombeerstrauch aufgelesen, wie er ihr eines Tages erzählte und sie damit nur noch verzweifelter machte?

Wenn sie die Eier an der Porzellantasse aufschlug, spürte sie eine Unruhe, die ihre Brust erzittern ließ. Sie brauchten nur gut ausgebrütet und warm gehalten zu werden, dann würden Küken, Hennen und Hähne aus ihnen. Die Kinder einer guten Legehenne. Das Eieraufschlagen war wie töten. Und mit jedem

Mal wurde man daran erinnert, dass alles irgendwo seinen Anfang hat.

Und sie? Wo war ihr Anfang? Ihr Vater allein, das genügte nicht. Er war ein finsterner Mensch, unfähig zum Schauen. Immer wieder ermahnte er sie, mit niemandem zu sprechen: »Die Augen immer gesenkt halten und jeden Tag pünktlich um elf in die Schmiede kommen.« Wenn Agata sich verspätete, gab es für jeden ungeduldigen Atemzug zwei Hiebe: »Und vergiss nicht, ich mag die Zwiebfrittata locker, duftend und heiß.«

Agata warf das Omelett in die Luft und folgte ihm mit den Augen, während es sich drehte und in die Pfannenmitte zurückfiel. Unter der goldbraunen Kruste blieben zugleich auch die unbeantworteten Fragen zurück und kühlten langsam ab.